

Radsport als reisserisches Spektakel

Netflix kritisiert die Kommerzialisierung der Tour de France. Das ist paradox



«Unchained» bläst das Spektakel in stilisierten Bildern auf: Der italienische Fahrer Giulio Ciccone vor der Bergankunft in Cauterets-Cambasque 2023.

PAULINE BALLET

PATRICK HOLZAPFEL

Mancher, der sich dieser Tage auf dem Sofa einfindet, um die 112. Austragung der Tour de France im TV zu verfolgen, schätzt an diesem unmenschlich harten Sport vor allem dessen komplexe und bisweilen antiklimaktische Dramaturgie. Bei einer fünfstündigen Übertragung kann es durchaus vorkommen, dass der geneigte Zuschauer mehrfach auf dem Sofa einnickt und trotzdem nichts Entscheidendes verpasst. Die Räder sirren schön, der Kamera-Helikopter brummt, und die Reporter schreien nicht. Wer sich zum ersten Mal mit dem Sport beschäftigt, wird wahrscheinlich ohnehin nicht alles verstehen.

In der inzwischen dritten und wohl letzten Staffel von «Unchained», der von Netflix produzierten Serie über die jeweils vorangegangene Grande Boucle, ist das selbstverständlich anders. Da kochen die Emotionen hoch. Es gibt Comeback-Stories, Märchen und anderes, was in möglichst kurzer Zeit anrühren und begeistern soll. In reisserischen Aufnahmen werden die bewegendsten Szenen des Vorjahres dargeboten. Wie Mark Cavendish mit 39 Jahren den Etappensiegrekord von Eddy Merckx

einstellt. Wie Biniam Girmay als erster Schwarzafrikaner ins grüne Trikot fährt. Und natürlich, wie das die Gemüter erhitzen: Duell zwischen Tadej Pogacar und Jonas Vingegaard abläuft.

Skrupellose Montage

Jede Episode erzählt eine eigene Geschichte. Dass dieses Rennen drei Wochen dauert, spielt für Netflix keine Rolle. Überhaupt nimmt der Streamingdienst es mit dem dokumentarischen Anspruch nicht sehr ernst. Stattdessen geht es um Zuspitzungen, die inszeniert und durch eine skrupellose Montage herausgearbeitet werden. Der Aussenseiter gegen den Favoriten. Der alte Mann gegen das junge Talent. Der böse Sponsor gegen den unschuldigen Sportler. Professionelle Athleten und Funktionäre werden in die Rollen von Bösewichtern gedrängt, wenn es die Dramaturgie verlangt. Dominique Serieys, der Chef des Rennstalls Decathlon AG2R La Mondiale, der von Netflix als Personifikation von Ehrgeiz und Sponsorendruck inszeniert wird, sah sich vor einigen Tagen dazu veranlasst mitzuteilen: «So wie ich von Netflix gezeigt werde, bin ich nicht.» Das gilt wohl für alle Protagonisten.

Netflix baut sich seine eigenen Storys, wie übrigens auch bei vergleichbaren Formaten zum Tennissport oder zur Formel 1. Die bereits an einen Zirkus gemahnende Wirklichkeit der Tour de France ist hier nur Vorlage für etwas, das noch grösser und vor allem leichter zugänglich sein will. Das funktioniert auch deshalb nicht, weil der Radsport so wie jeder medial präsente Sport bereits ohne Netflix einer Serie gleicht.

Die Diskurse, die Fans über ihre Lieblingssportler führen, unterscheiden sich nicht allzu sehr von jenen, die rund um andere popkulturelle Themen geführt werden. Es gibt Intrigen, Überraschungen, Ungerechtigkeiten und das grosse Glück. Der Sport ist bereits eine Inszenierung. Netflix kann dem nichts hinzufügen, bläst nur alles bis zur Unkenntlichkeit auf.

Der Wert eines Fahrers misst sich heute zweifellos nicht nur an dessen Erfolgen. Attraktive Fahrweisen sind wie das mediale Auftreten wichtiger denn je. Es geht darum, ein Image aufzubauen. Das merkt man den Fahrern an, die den Kameras bereitwillig Zugang in ihre Privaträume schaffen. Sie zeigen sich mit ihren Kindern und bei holprig inszenierten Gesprächen mit ihren Ehefrauen. Manches ist bizarr.

Der Mountainbike-Olympiasieger Tom Pidcock etwa führt stolz den Fuhrpark in seiner Garage vor und lässt sich beim Ego-Shooter-Zocken filmen, als wäre er ein pubertärer Junge, der davon träumt, ein Draufgänger zu sein. Der ecuadorianische Fahrer Richard Carapaz dagegen erzählt nicht frei von Ethno-Kitsch über die Schönheit der Anden.

Drohnenbilder aus Abu Dhabi

Der Fokus auf französischen Teams erklärt sich daher, dass sich der französische Ableger von Netflix für die Serie verantwortlich zeigt. Auch aufgrund dessen dürfte ein Hauptstrang der Episoden das Duell zwischen kleineren (französischen) und grossen Teams sein. Die kritische Position, die ausgerechnet Netflix dazu einnehmen will, mutet paradox an. Kritisiert wird nämlich die Kommerzialisierung des Sports. In Drohnen-

Es gibt Intrigen, Überraschungen, Ungerechtigkeiten und das grosse Glück. Der Sport ist bereits eine Inszenierung.

aufnahmen aus Abu Dhabi wird der Klassenunterschied zwischen dem von UAE gesponserten Team um Pogacar und allen anderen Equipen aufgezeigt. Einen wirklichen filmischen Ansatz, wie der finanzielle Unterschied zwischen den Teams zu zeigen wäre, haben die Macher der Serie indes nicht. Einen Teammanager, der Trinkflaschen verteilt, als Bild für bescheidenere Mittel zu gebrauchen, führt am Problem vorbei.

Man müsste genauer hinschauen, um die feinen, aber entscheidenden Unterschiede in Sachen Training, Equipment und Logistik zu beleuchten. Die Serie spricht die Dinge lieber aus. Nicht einmal, nein, hundertmal: «Das ist unsere einzige Chance.» – «Die Sponsoren verlangen von uns, dass wir dieses Rennen gewinnen.» – «Die haben viel mehr Geld als wir.» Man muss kein Radsporttraditionalist sein, um damit nichts anfangen zu können. Jede fünfstündige Übertragung einer drögen Flachetappe ist interessanter als das, versprochen.

Auf Netflix.

Achtung vor der Langeweile

Ralf Rothmann schreibt neun Variationen über die Einsamkeit

PAUL JANDL

Allein sein kann man ganz allein, einsam wird man durch die anderen. Damit könnte man Ralf Rothmanns neuen Erzählband, «Museum der Einsamkeit», aphoristisch zusammenfassen. In diesen Geschichten sind die Menschen in Gesellschaft und doch ausgeschlossen. Ein frühpensionsreifer Maurer unter stählern vor sich hinarbeitenden Kollegen, ein schwuler Lehrling in einem Ausbildungsinternat der siebziger Jahre, ein hochbegabtes, klavierspielendes Kind in einer Ruhrpott-Grundschule. Sie leiden an ihrem Leben, es wäre vielleicht eine Rolle der Literatur, ihnen und ihresgleichen aufzuhelfen.

Leider scheitert dieses sonderbare Museum der Einsamkeit ausgerechnet daran, dass es selbst ziemlich museal ist. Es ist voller abgedroschener Wendungen und Klischees. So weiss man bis zum Schluss nicht, ob hier die Sozialromantik aus dem Ruder läuft oder das Erzählte schon in Zynismus kippt.

Klischee und Melodrama

Willi ist ein Charakterkopf. Auf dem Bau will man den alten Maurer nicht mehr haben, weil er nach seiner Hüftoperation ziemlich langsam geworden ist und auch die Welt ganz insgesamt nicht mehr versteht. «Willi runzelte die Brauen», heisst es dann. Nach einem Tag voll verbaler Gewalt sucht er Trost bei seiner alten Liebe Elfriede. Man hat sich lange nicht gesehen. Sie haust zwischen Flaschen in einer Kleinstwohnung, hat «geschwollene Finger», «silbrige Hautkrebsnarben» und «Wülste schlaffen Fetts». Zwei kleine Pudel hat sie auch. Die verrichten ihre Geschäfte auf dem kleinen Balkon. Es riecht nicht gut, um es milde zu sagen. So geht es dahin in der Erzählung «Engel auf Krücken». Das hat etwas böse Sozialpornografisches. Man wird bei einigen von Rothmanns neun Erzählungen den Verdacht nicht los, dass den Schwachen ihre Schwäche entweder übergenommen wird oder dass sie Dekorationszwecken dient.

Ein ähnliches Beispiel ist die Mobbinggeschichte aus den siebziger Jahren. Sie heisst «Normschrift» und handelt von Aussenseitern, die solche sind, weil sie nicht in die klischeehafte brutale Umgebung passen. Der eine wird zum Ziel von Schikanen, weil er im Gegensatz zu den anderen Maurerlehrlingen schon eine Freundin hat, eine Jungschauspielersfrau noch dazu. Der andere, weil er homosexuell ist. Melodramatischer Schluss der Geschichte: Am Ende finden der Mobber und sein Opfer körperlich zusammen, und alles ist gut.

Und dann auch noch ein Nazi

Was hier literarisch Seite um Seite schiefeht, wird auch dadurch nicht gemildert, dass Ralf Rothmann seine Methode auf verschiedene soziale Milieus anwendet. Der Manager einer Firma für Leichtbauhallen, ein Blender vor dem Herrn, ist nach einem Schlaganfall auf Pflege angewiesen. Die beiden perfekt klischeehaften albanischen Söhne der Pflegerin reisen eigens aus ihrer Heimat an, weil ihnen nicht passt, was der Patient mit der Mutter treibt. In sicher nicht ganz legal erworbenen Fahrzeugen der Marken Lamborghini und Maserati fahren sie in Bergen-Enkheim vor und legen ihre Knarre auf den Tisch.

Mit einem ganz anderen Kaliber endet Ralf Rothmanns tragisch missglücktes Buch und nimmt noch einmal einen ganz anderen moralischen Spin. In «Psalm und Asche» darf der SS-Obersturmführer Albert Konrad Gemmeker, ehemals Kommandant des Durchgangslagers Westerbork in den Niederlanden, von dem aus 80 000 Menschen in die KZ geschickt wurden, einen larmoyanten Monolog über sein Leben halten. Er sieht sich als Pflichterfüller und bleibt bis zuletzt ein selbstgerecht Verblendeter. Die Frage, ob solches einsam macht, will man sich am Ende dieses seltsamen «Museums der Einsamkeit» schon nicht mehr stellen.

Ralf Rothmann: Museum der Einsamkeit. Suhrkamp-Verlag, Berlin 2025. 268 S., Fr. 36.90.

Was die Ukraine ausmacht

Andrii Portnov legt einen konzisen Überblick über die Kulturgeschichte des Landes vor

ULRICH M. SCHMID

Obwohl die Ukraine im 21. Jahrhundert zum dramatischsten Schauplatz der europäischen Geschichte wurde, ist das westliche Wissen über dieses Land immer noch überschaubar. Der Berliner Historiker Andrii Portnov hat es unternommen, auf gedrängtem Raum die wichtigsten Aspekte der ukrainischen Kulturgeschichte zusammenzufassen. Entstanden ist ein Standardwerk, das von der Höhe des aktuellen Forschungsstands aus eine allgemeinverständliche Darstellung bietet.

Portnov arbeitet nicht nur kompetent die multikulturelle Vergangenheit der Ukraine auf, er zertrümmert auch einige nationalistische Mythen. So bezieht er keine Stellung im Streit um das historische Erbe der Kiewer Rus (der Begriff stammt erst aus dem 19. Jahrhundert), sondern rekonstruiert die historiografischen Debatten. Portnov hält es mit dem Exilhistoriker Ivan Rudnytsky und stellt fest, dass der mittelalterliche Staat der

Kiewer Fürsten weder ukrainisch noch russisch war – genauso wie der Staat Karls des Grossen weder deutsch noch französisch war.

Eine innere Kolonie Russlands?

Bei Portnov ist die Kosakentradition keine angebliche Frühform einer demokratischen Ukraine, sondern eine soziale Organisation, der später eine eigene Staatlichkeit zugeschrieben wurde. Sein Buch beantwortet auch die vieldiskutierte Frage, ob die Ukraine eine innere Kolonie Russlands gewesen sei, auf differenzierte Weise: Schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts bezeichneten Ökonomen die Ukraine als «Kolonie», die ausgebeutet werde. Allerdings gab es auch Gegenstimmen, die auf die kulturelle Nähe der Ukraine zu Russland und die politischen Aufstiegsbiografien aus der Ukraine verwiesen.

Portnov setzt einen besonderen Akzent auf die multikulturelle Prägung der Ukraine. Er zeigt das asymmetrische

Gedächtnis im polnisch-ukrainischen Verhältnis auf. In Polen werden die west-ukrainischen Gebiete als Teil der eigenen Nationalgeschichte gesehen, während aus ukrainischer Perspektive die Polen oft als Unterdrücker gelten. Russland schwankt bis heute zwischen einem nationalen und einem imperialen Staatskonzept. Sogar die meisten russischen progressiven Denker kritisierten zwar die zaristische oder sowjetische Regierung, hatten aber kein Gehör für ukrainische Anliegen.

Von katastrophalen Ambivalenzen war das ukrainisch-jüdische Verhältnis geprägt. Immer wieder kam es zu Pogromen. Ukrainische Nationalisten beteiligten sich am Judenmord der Nazis. Gleichzeitig gab es zahlreiche Ukrainer, die unter Todesgefahr ihre jüdischen Mitbürger versteckten und retteten.

Zwischen Wald und Steppe

Schliesslich diskutiert Portnov die kulturelle Kontaktzone der «grossen Grenze» zwischen Wald und Steppe, zwischen

nomadischer und sesshafter Landwirtschaft, zwischen Christentum und Islam. Die Sonderstellung der Krim hat hier ihren Ursprung. Anders als der Kreml behauptet, gehört die Krim nicht einfach zu Russland, sondern wurde über Jahrhunderte von Krimtataren, Osmanen, Karaiten und Krimtschaken geprägt.

Andrii Portnov schliesst seine Darstellung auf einer kritischen Note. Gerade in Deutschland gab es immer wieder Initiativen, ukrainische Themen in den öffentlichen Diskurs einzuspeisen. Allerdings konstatiert Portnov Defizite auf beiden Seiten: Zahlreiche Deutsche erblicken in der Ukraine keinen vollwertigen Nationalstaat mit eigener kultureller Tradition, und viele Ukrainer werfen den Deutschen einen «Russland-Komplex» vor, in dem die Ukraine gar nicht vorkomme. Portnovs Buch füllt genau diese Lücke.

Andrii Portnov: Ukraine-Studien. Einführung. Nomos-Verlag, Baden-Baden 2025. 170 S. Fr. 33.90.